

Michael S. Aßländer  
**Wirtschaft**

# Grundthemen Philosophie



Herausgegeben von  
Dieter Birnbacher  
Pirmin Stekeler-Weithofer  
Holm Tetens

Michael S. Aßländer

# Wirtschaft

---

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-030620-0  
e-ISBN 978-3-11-030638-5

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston  
Satz: fidus Publikations-Service GmbH, Nördlingen  
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen  
Printed on acid-free paper  
Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhalt

1. **Vorwort — 1**
  
2. **Ökonomie als Praktische Philosophie:  
Das Wirtschaftsverständnis der Antike — 3**
  - 2.1 Autarkie als Ideal der ökonomischen Unabhängigkeit — 5
  - 2.2 Ökonomie als Lehre von der Hauswirtschaft — 11
  - 2.3 Ökonomie im Dienste der Politik — 16
  - 2.4 Gerechtigkeit als Maßstab der Ökonomie — 23
  - 2.5 Sklaverei als Grundlage der antiken Wirtschaft — 29
  
3. **Ökonomie und Gottes Gebot:  
Das Wirtschaftsverständnis des Mittelalters — 33**
  - 3.1 Im Schweiß deines Angesichts — 35
  - 3.2 Ökonomie als Teil der göttlichen Ordnung — 38
  - 3.3 Ökonomie als Grundlage des Gemeinwohls — 43
  - 3.4 Handel und Wandel — 48
  - 3.5 Reformation und Geist des Kapitalismus — 53
  
4. **Ökonomie als Wissenschaft:  
Das Wirtschaftsverständnis der Neuzeit — 59**
  - 4.1 Die Aufklärung als Wegbereiter der ökonomischen Wissenschaft — 60
  - 4.2 Ökonomie als Grundlage solider Staatsfinanzen — 67
  - 4.3 Arbeitsteilung und Handelsfreiheit als Schlüssel zum Wohlstand — 74
  - 4.4 Der Wert der Arbeit — 81
  - 4.5 Liberalismus und Utilitarismus — 85
  
5. **Ökonomie als normative Theorie:  
Das Wirtschaftsverständnis der Moderne — 95**
  - 5.1 Kritik der bürgerlichen Ökonomie — 96
  - 5.2 Ökonomie und die Frage der richtigen Methode — 107
  - 5.3 Freiheit als Grundlage der Ökonomie — 113
  - 5.4 Die effektive Nachfrage als zentrales Problem der Ökonomie — 119
  - 5.5 Die Soziale Marktwirtschaft als deutscher Sonderweg — 125

<b>6.</b>	<b>Ökonomie zwischen Markt und Moral — 133</b>
6.1	Ökonomie als allgemeine Theorie menschlichen Handelns — <b>134</b>
6.2	Wirtschaftsethik und die Wiederkehr der Moral — <b>140</b>
6.3	Wirtschaften unter geänderten Bedingungen — <b>145</b>
6.4	Corporate Social Responsibility – zur Verantwortung korporativer Akteure — <b>150</b>
6.5	Neue Herausforderungen an Ökonomie und Ethik — <b>156</b>
<b>7.</b>	<b>Kommentierte Bibliographie — 159</b>
7.1	Theoriegeschichtliche Übersichtswerke — <b>159</b>
7.2	Historische Hintergründe — <b>159</b>
7.3	Zentrale Schriften — <b>159</b>
	<b>Literaturverzeichnis — 161</b>
	<b>Personenregister — 173</b>
	<b>Sachregister — 175</b>

# 1. Vorwort

Wenn es darum geht, in einer philosophischen Reihe das Thema „Wirtschaft“ zu behandeln, ist dies mit mehreren Herausforderungen verbunden. Zum ersten ergibt sich das Problem, dass die Quellenlage des ökonomischen Schrifttums stark uneinheitlich ist. Während ökonomische Fragen in der antiken Literatur und den Schriften des Mittelalters eine eher untergeordnete Rolle spielen, nimmt die Menge an literarischen Quellen mit der Etablierung der Ökonomie als eigener Wissenschaft im Laufe der Neuzeit erheblich zu und erreicht in der Gegenwart eine nahezu unüberschaubare Fülle an Einzelwerken, unterschiedlichen und teilweise gegensätzlichen Ansätzen. Zum zweiten verändert sich im Laufe der ökonomischen Theoriegeschichte auch das Selbstverständnis der Ökonomie als Wissenschaft. Orientierten sich die ökonomischen Schriften der Antike an den Vorstellungen der Eudaimonie und sahen Wirtschaften als notwendige Voraussetzung für ein gelungenes und glückliches Leben, und wurde Ökonomie im Denken der mittelalterlichen Theologen vor allem als Teil einer gesamtgesellschaftlichen Ordnung gesehen, geht diese Anbindung der Ökonomie an eine praktische Philosophie spätestens gegen Ende des 19. Jahrhunderts verloren. Ihrem Selbstverständnis nach sieht sich die moderne Ökonomik als wertfreie Wissenschaft, die sich auf Basis mathematischer Modelle vor allem mit der Entwicklung von Märkten und weniger mit den dahinter liegenden Handlungen und Motiven einzelner Akteure beschäftigt. Schließlich ergibt sich zum dritten die Frage nach einer geeigneten Vorgehensweise, die es erlaubt, die „philosophischen“ Problemlagen der ökonomischen Wissenschaft zu thematisieren. Hier bieten sich generell zwei mögliche Vorgehensweisen an: Entweder konzentriert man sich auf zentrale normative Annahmen der Ökonomie wie das Postulat der ökonomischen Rationalität oder das Menschenbild der Ökonomie und diskutiert deren Entstehung und die damit verbundenen Implikationen, oder man konzentriert sich auf die Theoriegeschichte der ökonomischen Theoriebildung und versucht so, die Veränderungen innerhalb der ökonomischen Fragestellungen im Zeitablauf sichtbar zu machen.

Ich habe mich im vorliegenden Band für letztere Vorgehensweise entschieden. Dies einerseits deshalb, da es mir ein Anliegen ist, die theoriegeschichtlich bedingten Veränderungen der gesellschaftlichen Bedeutung wirtschaftlicher Fragestellungen im Zeitablauf aufzuzeigen. Während ökonomische Diskussionen in unserer heutigen „Wirtschaftsgesellschaft“ einen breiten Raum einnehmen und – von den täglichen Börsennachrichten bis hin zur Berichterstattung über die aktuellen Konjunkturdaten – unseren medialen Alltag bestimmen, spielt Ökonomie in früheren Gesellschaften eine weitaus geringere Rolle. Dies bedeutet nicht, dass „Wirtschaften“, im Sinne von Daseinsvorsorge, nicht auch das Alltagshandeln

und die täglichen Sorgen des antiken oder mittelalterlichen Menschen geprägt hätte. Aber erst ab der Neuzeit entwickelt sich allmählich eine systematische Sicht des Wirtschaftens, die es erlaubt, die bis dahin im Rahmen von Politik und Ethik abgehandelten einzelnen Phänomene im Rahmen einer eigenständigen Theorie miteinander in Verbindung zu bringen, diese zu beschreiben und zu diskutieren und damit zum Gegenstand politischer und wissenschaftlicher Auseinandersetzungen zu machen.

Zum zweiten erleichtert es die historische Betrachtung auch, die theoriegeschichtliche Entstehung zentraler Begriffe der Ökonomie nachzuzeichnen. So fällt nicht von ungefähr die Entstehung der Ökonomie mit der philosophischen Aufklärung zusammen. So lässt sich zeigen, dass sich zentrale Themen beispielsweise der klassischen Ökonomie, wie Rationalität, Individualismus oder Handelsfreiheit letztlich auf die politischen Forderungen der Aufklärung zurückführen lassen. Auch die weitere Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft hin zu einer wertfreien und vor allem an mathematischen Modellen orientierten Wissenschaft ergibt sich theoriegeschichtlich aus der zunehmenden Dominanz technisch-naturwissenschaftlicher Forschung, wie sie ab der Neuzeit zum Ideal der Wissenschaft und damit auch zum Vorbild der modernen ökonomischen Wissenschaft, der Ökonomik, wird.

Selbstredend ist die Auswahl der im Folgenden vorgestellten Autoren und Theorien notwendig subjektiv. Dennoch liegt ihr das Bemühen zugrunde, eine Übersicht über die Entwicklung ökonomischer Fragestellungen aus philosophischer Perspektive zu bieten. Entsprechend soll es vor allem darum gehen, den philosophischen Wurzeln des ökonomischen Denkens nachzuspüren. Während hier im antiken und mittelalterlichen Schrifttum ein gewisser Mangel an originär ökonomischen Schriften herrscht und daher auch auf politische und ethische Schriften Bezug genommen wird, ergibt sich für die Moderne das Problem, dass nurmehr die wichtigsten Schulen und Strömungen dargestellt werden können. Dennoch ist mit der vorliegenden Auswahl das Anliegen verbunden, eine systematische Übersicht über die aus Sicht des Philosophen relevanten Entwicklungslinien der ökonomischen Wissenschaft zu geben.

## 2. Ökonomie als Praktische Philosophie: Das Wirtschaftsverständnis der Antike

In der Philosophie der Antike spielen ökonomische Betrachtungen eine eher untergeordnete Rolle. Zwar wird „Wirtschaften“ durchaus als Tatbestand des menschlichen Lebens gesehen, allerdings gilt die Beschäftigung mit der Beschaffung der zum eigenen Lebensunterhalt notwendigen Mittel eher als praktische Notwendigkeit denn als systematische Wissenschaft in unserem heutigen Sinne. Effizienz und Rentabilitätsdenken als wesentliche Grundlagen der „ökonomischen Wissenschaft“ sind der antiken Wirtschaft fremd. Mit wenigen Ausnahmen, die sich vor allem mit Fragen der „Staatsfinanzierung“ befassen, so etwa Xenophons „Poroi“ (1982) oder das zweite Buch der pseudo-aristotelischen „Oikonomik“ (2006), beziehen sich die dezidiert dem Wirtschaften gewidmeten antiken Schriften vor allem auf die Führung des eigenen Haushalts und die Bewahrung des eigenen Vermögens. So widmen sich die wenigen „klassischen“ Werke zur „Ökonomie“, wie z.B. Hesiods „Werke und Tage“ (1996), Xenophons „Oikonomikos“ (1956a), Catos „De agri cultura“ (1963) oder Vergils „Georgica“ (1990), vor allem der Führung landwirtschaftlicher Güter. Dabei geht es jedoch nicht allein um Fragen der „wissenschaftlichen Betriebsführung“, sondern auch um die moralphilosophischen Grundlagen eines wohlgeordneten Hausstandes. Gesamtwirtschaftliche Fragen, wie etwa die der Geldwirtschaft, des Handels oder der Eigentumsordnung, werden hingegen der politischen Sphäre zugeordnet und entweder im Rahmen der Ethik oder der Politik mit abgehandelt (vgl. u.a. Platon 1994a: 301 [742c] u. 511f. [918b-c]; Aristoteles 1995a: 14-26 [1256a 1-1259a 35]; Pseudo-Xenophon 1913: 75 [II,11f.]).

Generell werden innerhalb der antiken Vorstellungswelt Ethik, Ökonomie und Politik insofern als Einheit betrachtet (vgl. Pieper 1985: 18f.), als sie als Teilbereiche der praktischen Philosophie versuchen, Anweisungen für das richtige Handeln zu geben. Dabei regelt die Politik das Verhältnis des Einzelnen zum Staat (Polis). Hierzu zählen Fragen der Verfassung ebenso wie Fragen der rechtmäßigen Verteilung politischer Ämter und der steuerlichen Abgabelasten oder der gerechten Gesetzgebung. Demgegenüber beschäftigt sich die „Oikonomik“ mit den Problemen der Hauswirtschaft. Hierzu zählen sowohl die Ordnung des Hausstandes, die Beschaffung der lebensnotwendigen Güter, aber auch die Rechte und Pflichten der Ehepartner oder Probleme der Sklavenerziehung. Die Ethik schließlich regelt das richtige Verhalten des Einzelnen in Bezug auf seine Mitmenschen. Es geht hier vor allem um das Problem der gelungenen Lebensführung, aber auch um Fragen des tugendhaften Lebens, der Gerechtigkeit oder das Verhältnis zu Freunden.

Im Großen und Ganzen waren die ökonomischen Vorstellungen der Antike geprägt von einer agrarischen Lebensweise und dem Ideal der Subsistenzwirtschaft. Obwohl neuere archäologische Forschungen insbesondere für die römische Zeit durchaus das Bild einer zum Teil hochentwickelten Wirtschaft mit weitreichenden Handelsbeziehungen zeichnen, spiegelt sich dies in den idealisierten Vorstellungen der meisten antiken Autoren bestenfalls ansatzweise wider. Trotz zahlreicher politischer, gesellschaftlicher aber auch wirtschaftlicher Veränderungen bleibt das Ideal des unabhängig von materiellen Zwängen von seinen eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnissen leben könnenden Bürgers prägend bis in die römische Kaiserzeit (vgl. Finley 1993: 122-125). Während die religiöse, soziale und politische Ordnung städtisch geprägt waren und sich der Bürgerstatus des Einzelnen durch seine Zugehörigkeit zu einem politischen Gemeinwesen definierte, blieb die wirtschaftliche Ordnung weitgehend ländlich geprägt (vgl. Dahlheim 2000: 112). So lebten die Eliten des Staates überwiegend von den Grundrenten ihrer landwirtschaftlichen Besitztümer, die es ihnen erlaubten, sich weitgehend frei von ökonomischen Zwängen für den Staat engagieren zu können. Insbesondere in der griechischen Antike war die Stadt so vor allem politisches und kulturelles Zentrum, nicht wirtschaftliches. Spöttisch bezeichnet Max Weber (1988a: 147) die Stadt der griechischen Antike daher als „Pensionopolis“, die vor allem dem Konsum und der Unterhaltung und nicht der wirtschaftlichen Produktion diene.

Es verwundert daher wenig, dass sich die antike Philosophie vor allem den Themen Ethik und Politik und weniger den Fragen der Ökonomie zuwendet. Entscheidend für den sozialen Status des Einzelnen innerhalb der antiken Gesellschaft – so zumindest das Ideal – ist nicht sein ökonomischer Erfolg, sondern seine individuelle, tugendhafte Lebensweise und sein mit der Übernahme politischer und militärischer Ämter verbundener politischer Einfluss. Wenn es also im Folgenden darum gehen soll, sich dem antiken Verständnis von Wirtschaft aus philosophischer Sicht zu nähern, gilt es zu beachten, dass ökonomische Themen in der Antike weit weniger systematisch bearbeitet werden, als dies in späteren Epochen der Fall ist. Doch trotz des Fehlens eines „geschlossenen ökonomischen Theoriegebäudes“ bedeutet dies im Umkehrschluss nicht, dass sich die antike Philosophie nicht zu ökonomischen Themen geäußert hätte. Allerdings tat sie dies, mit Ausnahme der „Haushaltskunst“, stets aus Perspektive der philosophischen Ethik und der politischen Philosophie.

## 2.1 Autarkie als Ideal der ökonomischen Unabhängigkeit

Zentral für die antike Vorstellung des Wirtschaftens, sowohl aus Sicht des einzelnen Hausstandes als auch aus Sicht der Polis, waren das Ideal der Autarkie und das Ziel der wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Wenngleich in der Praxis die griechischen Stadtstaaten ebenso wie das Imperium Romanum sehr wohl auf Lebensmittelzufuhr und Rohstoffimporte angewiesen waren und auch die einzelnen Haushalte ohne den Zukauf einzelner Produkte kaum überlebensfähig gewesen wären, gilt für die antike Gesellschaft Selbstversorgung als erstrebenswert. Ideal ist der freie Bürger, der unabhängig von materiellen Zwängen auf Grundlage seiner landwirtschaftlichen Einkünfte über genügend Muße verfügt, um sich um die Belange der Polis oder des Staates kümmern zu können, und der ohne Sorge um seine wirtschaftliche Not Verantwortung für Rechtsprechung und Politik übernimmt (vgl. u.a. Bender 1893: 340f.; Finley 1993: 38f.; Finley 1991: 21; Mommsen 1993: II, 357).

Freiheit im wirtschaftlichen Sinne wird dabei in zweifacher Weise verstanden: Zum einen ist es erstrebenswertes Ziel, frei von materiellen Sorgen und so in gewissem Sinne befreit vom Zwang der täglichen Erwerbsarbeit leben zu können. Zum anderen wird Freiheit verstanden als sich nicht unter den Befehl eines anderen unterordnen zu müssen. Dies erklärt die für die gesamte antike Gesellschaft kennzeichnende negative moralische Sicht der Handwerksberufe und die soziale Deklassierung der Tagelöhner. Denn wer ein Handwerk betreibt, ordnet sich den Wünschen des Kunden unter, und wer als Tagelöhner arbeitet, verkauft seine Arbeitskraft und ist dem Befehl eines Dienstherrn unterstellt (vgl. u.a. Pekáry 1979: 10; Finley 1981: 108). Frei und unabhängig in dieser Sicht ist somit nur der Bauer, der alles, was er zum Leben benötigt, selbst erzeugen kann. So sieht es beispielsweise Aristoteles als erstrebenswertes Ideal des freien Mannes, aus seinem Besitz keinen Gewinn ziehen zu müssen und auf kein Handwerk zur Sicherung des täglichen Lebensunterhalts angewiesen zu sein:

Auch das ist schöner, was einem alleine gehört, denn es bleibt eher in gutem Andenken. Weiterhin Besitz, der keinen Gewinn bringt, denn er ist eher Zeichen eines Unabhängigen. (...) Weiterhin keinerlei Handwerk zu betreiben; denn es ist Kennzeichen eines unabhängigen Mannes, nicht in Abhängigkeit von anderen zu leben. (Aristoteles 1993: 50 [1367a 25ff.])

Zwar lässt sich diese Aussage auch als spezifische Sichtweise einer attischen Oberschicht und ihrer Kritik an der angeblich mangelnden Moral der Erwerbstätigen deuten (vgl. Albrecht 1979: 492, 7-18). Jedoch scheint die Skepsis gegenüber dem mit handwerklicher Betätigung verbundenen Erwerbsdenken innerhalb der Antike weit verbreitet. Handwerk, oder gar Erwerbsarbeit und die damit verbun-

dene Abhängigkeit von anderen, galten innerhalb des Wertekanonns der klassischen Antike als eines freien Mannes prinzipiell unwürdig.

Dabei ist es nicht die körperliche oder handwerklich Arbeit an sich, die den Menschen entwürdigt: „Selbst ein König darf Bäume fällen oder hinter dem Pflug gehen, aber nur soweit er es aus freien Stücken und für sich selbst tut“ (Pekáry 1979: 10). So schildert Xenophon in seinem *Oikonomikos* ein fiktives Gespräch zwischen dem attischen Gesandten Lysander und dem jüngeren Kyros, in dem dieser, obwohl von königlicher Herkunft, beteuert, selbst Landwirtschaft und Gartenbau zu betreiben: „Ich schwöre dir bei Mithras, wenn ich gesund bin, esse ich nie, ehe ich mich nicht im Schweiß meines Angesichtes in militärischer oder bäuerlicher Arbeit geübt (...) habe“ (Xenophon 1956a: 253 [4,24]). Und auch König Odysseus betont voll Stolz, das Bett im königlichen Schlafgemach selbst aus einem Olivenbaum gezimmert zu haben (vgl. Homer 1980: 831[23,190-201]). Entscheidend für die moralische Wertschätzung einer Tätigkeit ist, dass sie nicht primär auf Erwerb gerichtet ist. So stehen auch die Handwerkskünste mitunter in hohem Ansehen, eben dann, wenn sie nicht um des Gelderwerbs willen, sondern zum Wohle der Gemeinschaft ausgeübt werden oder der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit dienen (vgl. Wägner 1902: 162; Erb 1939: 16). Zielt die Tätigkeit jedoch auf Erwerb, werden sie und die sie ausübende Person letztlich als moralisch minderwertig eingestuft. Entscheidend für das moralische Urteil ist das einer Betätigung zugrunde liegende Motiv. So heißt es beispielsweise bei Aristoteles:

Es ist auch ein großer Unterschied, aus welchem Grund man etwas tut oder lernt. Tut man es für sich selbst oder für seine Freunde oder um der Tugend willen, so ist es eines freien Mannes nicht unwürdig; tut man dasselbe aber um anderer willen, so wird man wohl oft wie ein Mensch dastehen, der das Geschäft eines Tagelöhners oder eines Sklaven versieht. (Aristoteles 1995a: 284 [1337b 17-21])

Innerhalb der antiken Literatur finden sich daher zahlreiche Textstellen, die sich mit der sozialen und moralischen Minderwertigkeit der Tagelöhner und Gewerbetreibenden auseinandersetzen. Nicht standesgemäße Beschäftigung und die tägliche Sorge um das eigene materielle Auskommen, so die einhellige Meinung, verderben den Charakter. Je mehr der Einzelne auf Erwerbseinkommen angewiesen ist, desto geringer ausgeprägt sind seine politischen Tugenden. So heißt es bei Xenophon:

Denn die so genannten handwerklichen Beschäftigungen sind verschrien und werden aus Staatsinteresse mit Recht sehr verachtet. Sie schwächen nämlich den Körper des Arbeiters, da sie ihn zu einer sitzenden Lebensweise und zum Stubenhocken zwingen, oder sogar dazu, den Tag am Feuer zuzubringen. Wenn aber der Körper verweichlicht wird, leidet auch

die Seele. Auch halten diese so genannten spießbürgerlichen Beschäftigungen am meisten davon ab, sich um die Freunde und um den Staat zu kümmern. Daher sind solche Leute ungeeignet für den Verkehr mit Freunden und die Verteidigung des Vaterlandes. Deshalb ist es in einigen Städten (...) keinem Bürger erlaubt, sich einer handwerklichen Beschäftigung zu widmen. (Xenophon 1956a: 249 [4,2])

Und in der Tat ist die angebliche Charakterschwäche der Gewerbetreibenden nicht nur Gegenstand der philosophischen Betrachtungen, sondern auch die Grundlage zahlreicher Gesetze, die das Gemeinwesen vor der mangelnden Moral der Tagelöhner, Handwerker und Händler in Schutz nehmen sollen. So gesteht Athen den Handwerkern und Gewerbetreibenden zwar das aktive, nicht jedoch das passive Wahlrecht zu (vgl. Volkmann 1979a: 765, 13-19). Ähnlich waren auch in Sparta und Theben Gewerbetreibende von der Bekleidung öffentlicher Ämter ausgeschlossen (vgl. Pekáry 1979: 18 u. 25), und in Rom wurden Gewerbetreibende per Gesetz, das bezeichnenderweise noch auf den „Staatsgründer“ Romulus zurückgeführt wurde, vom Kriegsdienst und der Bewerbung um höhere öffentliche Ämter ausgeschlossen (vgl. Bender 1893: 341ff.; Mommsen 1993: I, 206).

Tugend und Erwerbsstreben werden so als miteinander unvereinbar angesehen. Wer gezwungen ist, sich stets seinen Geschäften zu widmen, vernachlässigt dabei seine bürgerlichen Pflichten. Insbesondere der Handwerker steht im Verdacht, ein potentieller Vaterlandsverräter zu sein, da er keinen Grund und Boden besitzt, den zu verteidigen er gezwungen wäre, und sein Gewerbe jederzeit andernorts wieder eröffnen könnte. Auf ihn ist mithin kein Verlass.

Generell wurde den Gewerbetreibenden dabei unterstellt, dass sie die Pleonexia (das Mehrhabenwollen oder vielleicht etwas zeitgemäßer: die Raffgier) zum Grundprinzip allen menschlichen Handelns machten, was sie aus tugendethischer Perspektive als fragwürdig und damit moralisch „minderwertig“ erscheinen ließ (vgl. u.a. Demokrit 1991: 182 [720ff.]; Aristoteles 1995a: 19ff. [1257b]; Sextus Empiricus 1996: 360ff. [123-131]). So gibt Platon den Einwohnern von Syrakus den Rat, vor allem Gesetze zu erlassen, die nicht das Streben nach Reichtum befördern, sondern „der Trefflichkeit der Seele den höchsten Wert beilegen“ (1994b: 562 [355a-c]).

Allerdings ist sich auch Platon darüber im Klaren, dass diese Empfehlung eher ein anzustrebendes Ideal darstellt, das mit den praktischen Anforderungen des Alltagslebens mitunter unvereinbar ist. Denn letztlich bleibt der Gewerbetreibende ebenso wie der Tagelöhner auf den Verkauf seiner Ware respektive seiner Arbeitskraft angewiesen. So ist es vor allem das übertriebene Erwerbsstreben, das ausschließlich die Mehrung des eigenen Geldbesitzes zum Inhalt hat, das als unschicklich, ja als ungerecht, gemeinschaftsschädlich und „gottlos“ empfunden wird. In diesem Sinne mahnt Epikur:

Auf ungerechte Weise nach Geld zu gieren, ist gottlos, aber auch auf gerechte Weise geldgierig zu sein, ist schändlich; denn es gehört sich nicht, schmutzig zu geizen, selbst wenn es ohne Ungerechtigkeit geschieht. (Epikur 1988a: 83 [30])

Wird Besitz auf ehrliche Art und Weise erworben und standesgemäß verwaltet, bestehen dagegen kaum moralische Bedenken. Wird das Handeln des Einzelnen jedoch von „Geldgier“ bestimmt und zielt das Streben des Einzelnen rein auf unmäßigen Geldbesitz, wird dies verurteilt. Diese Einschätzung spiegelt sich auch in der Bewertung einzelner Berufe wider, die je nach Bedeutung für das Gemeinwesen und je nach dem damit verbundenen Gewinnstreben unterschiedlich (moralisch) bewertet werden. An oberster Stelle steht dabei die landwirtschaftliche Betätigung. Sie zählt bis in römische Zeit hinein zu den „edelsten“ der Erwerbskünste. In seiner Schrift *Oikonomikos* nennt Xenophon acht Gründe für ihre herausragende Bedeutung (vgl. Xenophon 1956a: 253ff. [5]): (1) Sie stärkt das Interesse an der Landesverteidigung, da es gilt, auch den eigenen Besitz zu verteidigen. (2) Sie stählt den Körper und härtet ab, da der Landwirt durch seine Tätigkeit notwendigerweise zur körperlichen Ertüchtigung gezwungen ist. (3) Sie schafft die Voraussetzung für die Gastfreundschaft, da die ländliche Umgebung stets für Behaglichkeit sorgt. (4) Sie erlaubt es, den Göttern angemessen zu opfern, da sie alles Notwendige hierfür hervorbringt. (5) Sie ist als Erwerbskunst allgemein beliebt, da sie Nutzen stiftet und angenehm ist. (6) Sie lehrt die Gerechtigkeit, denn sie erweist denen, die sorgfältig wirtschaften, Gutes. (7) Sie fördert die Gemeinschaft und den Beistand, da Landwirtschaft nur in Zusammenarbeit möglich ist. (8) Sie ist die Mutter aller Künste, denn wenn sie blüht, gedeihen auch alle anderen Gewerbe. Am unteren Ende der Skala stehen jene Berufe, die allein auf Gelderwerb gerichtet sind. So werden insbesondere Spekulation, Zinsnahme und Handel verurteilt. Vor allem gilt der Handel als wenig tugendhaft, da der Gewinn des Händlers aus unterschiedlichen Preisen im An- und Verkauf resultiert. Ausgehend von der Theorie eines „gerechten Preises“, der den „natürlichen Wert“ einer Ware widerspiegelt, bedeutet dies, dass entweder der Produzent für seine Arbeit zu niedrig entlohnt oder der Endverbraucher durch einen übersteuerten Preis übervorteilt wird. Mithin ist der Händler stets auf Betrug angewiesen, will er sein Auskommen finden.

Zwar sieht Platon durchaus auch positive Aspekte des Handels. Etwa sei es nur mit Hilfe des Handels möglich, räumlich unterschiedliche Bedarfe auszugleichen und die Warenmengen an die jeweilige lokale Nachfrage anzupassen (vgl. Platon 1994a: 511f. [918b-c]). Auch diene der Handel dazu, das lokale Warenangebot zu vergrößern und ver helfe so erst einem Gemeinwesen zu seiner vollen Blüte (vgl. Platon 1994c: 261ff. [370e-371e]). Dennoch überwiegt auch für Platon die negative Sicht des Handels, da er vor allem auf Gelderwerb gerichtet ist. Deshalb

seien „auch alle der Krämerei, dem Handel und der Gastwirtschaft gewidmeten Berufsarten in Verruf gekommen und zu etwas höchst Schimpflichem geworden“ (Platon 1994a: 512 [918c-d]). Allerdings ist es für Platon nicht so sehr der Beruf an sich, der aus moralischen Gründen verurteilt wird, sondern der Charakter derjenigen, die diesen Beruf vorzugsweise ergreifen.

Eine Ausnahme hinsichtlich der negativen moralischen Einschätzung des Handelsberufes bildet lediglich der Fernhandel. Dies einerseits, da er mit bestimmten Risiken verbunden ist und daher besonderen Wagemut erfordert, mithin eng mit dem antiken Tugendideal der Tapferkeit verbunden ist. Zum anderen deshalb, da er in gewissem Sinne dem Gemeinwohl dient, da er die Gemeinschaft mit lebensnotwendigen Gütern versorgt, die sie nicht selbst erzeugen kann. So betont Xenophon die besondere Bedeutung des Fernhandels nicht nur für den Wohlstand der Athener, sondern auch zur Sicherung ihrer militärischen Vormachtstellung, da die Stadt zum Bau ihrer Flotte auf den Import von Bauholz, Erzen und Flachs angewiesen ist:

Den Überfluss aber der Griechen und der Nichtgriechen sind sie allein imstande an sich zu ziehen. Denn wenn irgendeine Stadt Überfluss hat an Schiffbauholz, wo wird sie es absetzen, wenn sie nicht die Herren des Meeres dafür gewinnt? Ja noch mehr: wenn eine Stadt an Eisen, Kupfer oder Flachs Überfluss hat, wo wird sie das absetzen, wenn sie nicht den Herrn des Meeres dafür gewinnt? Gerade aus diesen Stoffen bekomme ich auch schon meine Schiffe (...) Und so habe ich, ohne einen Finger zu rühren, alles das vom Lande vermittelt des Meeres... (Pseudo-Xenophon 1913: 75 [II,11f.])

Diese Einstellung gegenüber unterschiedlichen Gewerben bleibt bis in römische Zeit hinein erhalten. So fasst Marcus Tullius Cicero die Auffassung seiner Zeitgenossen hinsichtlich standesgemäßer und nicht standesgemäßer Betätigung zusammen:

Was ferner die handwerklichen Berufe und Erwerbszweige angeht, welche als eines Freien würdig, welche für schmutzig zu gelten haben, so haben wir etwa folgendes mitgeteilt bekommen. Zunächst werden die Erwerbszweige missbilligt, die sich der Ablehnung der Menschen aussetzen, wie die der Zöllner, der Geldverleiher. Eines Freien unwürdig und schmutzig sind die Erwerbsformen aller Tagelöhner, deren Arbeitsleistung, nicht handwerkliche Geschicklichkeiten erkaufte werden. Denn es ist bei ihnen gerade der Lohn ein Handgeld für ihre Dienstleistung. Für schmutzig muss man auch diejenigen halten, die von den Großhändlern Waren erhandeln, um sie sogleich weiter zu verkaufen. Denn sie dürften nichts voranbringen, ohne gründlich zu lügen. (...) Alle Handwerker befassen sich mit einer schmutzigen Tätigkeit, denn eine Werkstätte kann nichts Edles an sich haben. Am wenigsten kann man die Fertigkeiten gutheißen, die Dienerinnen von Genüssen sind: 'Fischhändler, Metzger, Köche, Geflügelhändler und Fischer' (...). Diejenigen Fertigkeiten aber, bei denen entweder größere Klugheit beteiligt ist oder durch die ein nicht mittelmäßiger Nutzen gesucht wird wie bei der Medizin, bei der Architektur und dem Unterricht

in ehrenvollen Gegenständen, sind für die, deren Stand sie zukommen, ehrenvoll. Wenn der Handel im kleinen Rahmen erfolgt, so muss man das für schmutzig erachten; wenn dagegen im großen und umfangreichen Geschäft, indem er vieles von überallher beibringt und es vielen ohne Betrug zur Verfügung stellt, dann darf man ihn durchaus nicht tadeln. (...) Von allen den Erwerbszweigen aber, aus denen irgendein Gewinn gezogen wird, ist nichts besser als der Ackerbau, nichts einträglicher, nichts angenehmer, nichts eines Menschen, nichts eines Freien würdiger. (Cicero 1995: 131f. [I,150f.]

Diese herausragende Stellung der Landwirtschaft als die „Mutter aller Dinge“, die es dem einzelnen ermöglicht, in Behaglichkeit von den Früchten seiner eigenen Arbeit ohne Lug und Trug zu leben, beherrscht das Wirtschaftsideal der gesamten Antike, auch wenn die soziale Wirklichkeit dem mitunter zu widersprechen scheint. Wie sehr selbst noch in römischer Zeit die Vorstellung des selbstgenügsamen Bauern das Wirtschaftsdenken als Ideal beherrscht, mag eine von Cicero kolportierte Anekdote über Cato den Älteren belegen:

Als man ihn fragte, was am meisten beim Vermögen vorteilhaft ist, antwortete er ‚tüchtig Viehzucht zu treiben‘, was das zweitbeste sei, ‚genügend tüchtig Viehzucht zu treiben‘, was das drittbeste, ‚schlecht Viehzucht zu treiben‘, was das viertbeste, ‚zu pflügen‘. Und als jener, der ihn fragte, sagte: ‚Wie steht es mit dem Geldverleihen?‘, da erwiderte Cato: ‚Wie steht es mit Mord an einem Menschen?‘ (Cicero 1995: 223 [II,9])

Zugegebenermaßen handelt es sich hier um die Meinung eines der konservativsten Politiker des römischen Reiches. Dennoch scheint es Cicero der Mühe wert, diese Einstellung seinem in Athen studierenden Sohn als gutes Beispiel mit auf den Weg zu geben. Für alle Betätigungen außerhalb der Landwirtschaft gilt: Je „staatstragender“ eine Beschäftigung, je mehr Mut sie erfordert oder je „selbstloser“ sie ist, desto besser ihr Ruf, auch wenn sie mit Erwerb verbunden sein sollte. Im Zweifel steht dabei der „ehrliche Dieb“, der sich stets „mutig“ der Gefahr aussetzt, entdeckt und bestraft zu werden, in höherem Ansehen als der Wucherer. So berichtet Cato (1963: 31), dass es in Rom zu früheren Zeiten üblich gewesen sei, Geldverleiher mit einem doppelt so hohen Strafmaß zu belegen wie Diebe. Gelderwerb als reiner Selbstzweck und Reichtum, der nicht auf die Wahrung des eigenen Hausstandes zielt, bleibt die gesamte Antike hindurch verpönt. Mindestens als Ideal stellt systematischer Gelderwerb für den antiken Menschen somit keinen primären Zweck des Wirtschaftens dar, denn: „Geld zu erwerben ist nicht unnützlich, auf ungerechte Weise aber ist es schlechter als alles“ (Demokrit 1972: 160 [77-78]).

## 2.2 Ökonomie als Lehre von der Hauswirtschaft

Innerhalb der antiken Ökonomie kommt der landwirtschaftlichen Produktion ein besonderer Stellenwert zu. Dies nicht nur deshalb, weil die Nahrungsmittelproduktion de facto die Grundlage der Versorgung der Polis bildet und die landwirtschaftliche Rohstoffherzeugung Voraussetzung für das weiterverarbeitende Gewerbe ist. Vielmehr ist es die bereits beschriebene idealisierte Sichtweise der bäuerlichen Lebensweise, in der grundlegende Werthaltungen, wie Freiheit, Unabhängigkeit und Selbständigkeit zum Ausdruck kommen, die eine besondere Wertschätzung der Landwirtschaft bedingt.

Entsprechend zentral ist somit auch der Stellenwert, den die Verwaltung der landwirtschaftlichen Güter innerhalb der „ökonomischen“ Literatur der Antike einnimmt. Nahezu alle antiken Textstellen, die sich mit „Oikonomie“ befassen, beziehen sich in erster Linie auf die Verwaltung des eigenen Vermögens, d.h. des landwirtschaftlichen Anwesens. Allerdings gilt es zu beachten, dass die Oikonomik sich in ihrem Geltungsbereich zwar vor allem auf die Verwaltung des eigenen Hauses bezieht, dabei aber wesentlich mehr als nur die rein „betriebswirtschaftlichen“ Aspekte der ordnungsgemäßen Betriebsführung beinhaltet.

Das Haus ist in der Antike eher Herrschafts- als Wirtschaftsverband, sein Prinzip gerechte Herrschaft und Verwaltung und nicht effiziente Produktion. Die aristotelische Ökonomik im Rahmen der Praktischen Philosophie ist keine Wirtschaftstheorie im Sinne einer Theorie optimaler Produktion nach dem ökonomischen Prinzip. Als Teil der Praktischen Philosophie zielt sie auf eine Theorie der vernünftigen Praxis der Mitglieder des Hauses und nicht auf Herstellung (Poiesis). (Koslowski 1993: 50)

Entsprechend unterscheidet sich die „Oikonomie“ in zweierlei Hinsicht von unserem heutigen wissenschaftlichen Wirtschaftsverständnis. Zum einen schließt sie Fragen der Moral, der gerechten hausväterlichen Ordnung und der Pädagogik mit ein. So etwa raten Hesiod (vgl. 1996: 53 [694f.]) und Xenophon (vgl. 1956a: 258f. [7,5]), sich eine junge Frau zur Gemahlin zu wählen, die sich entsprechend erziehen lasse. Aufgabe des Haushaltsvorstandes ist es, die Rechte und Pflichten der Hausgenossen zu regeln, gerecht zu urteilen, für Pflege und Unterhalt der Kranken und Schwachen zu sorgen und alle übrigen Haushaltsmitglieder zu unterweisen und anzuleiten. So gesehen gehen die Themen der Oikonomik über die innerhalb der modernen Betriebswissenschaften behandelten Themen hinaus. Andererseits sind es zentrale Themen des Wirtschaftens, die innerhalb der Oikonomik keinerlei Berücksichtigung finden. So stellen Effizienz, Kostenrechnung oder Rentabilität keine Kriterien dar, an denen sich eine erfolgreiche Wirtschaftsführung zu orientieren hätte. Zwar behandeln die oikonomischen Schriften der Antike durchaus Themen wie die Aufbewahrung, Ordnung und

Instandhaltung der landwirtschaftlichen Gerätschaften oder die Auswahl der zur Produktion benötigten Arbeitskräfte, den richtigen Zeitpunkt für Säen und Ernten oder den Verkauf überschüssiger Produktion und den Zukauf benötigter Waren auf den benachbarten Märkten. Dabei steht jedoch nicht die Gewinnerzielung, sondern der Erhalt des eigenen Hausstandes im Vordergrund.

Mittel für eine standesgemäße Haushaltsführung aufzuwenden, erscheint dabei nicht nur mit den Grundsätzen einer tugendhaften Lebensführung vereinbar sondern besitzt im Sinne der von Aristoteles so bezeichneten „Hochherzigkeit“ selbst den Rang einer Tugend. So schreibt er in seiner Nikomachischen Ethik:

Der Hochherzige muss aber auch sein Haus entsprechend seinem Reichtum bauen, da auch dies eine Ehre ist, und er muss für dauerhaftere Werke einen höheren Aufwand machen, da diese ihrem Stoff nach am schönsten sind. Auch muss er in allem das Geziemende beobachten. (Aristoteles 1995b: 82 [1123a 6-10])

In gewissem Sinne ist es so die „Ästhetik“ des wohlgeordneten Hausstands, die „Eunomia“, die die Bewunderung der Zeitgenossen erweckt, nicht seine ökonomische Leistungsfähigkeit. Aus heutiger Sicht zentrale Themen der Ökonomie, wie Rentabilität oder Effizienz, werden so aus den oikonomischen Betrachtungen der Antike zu Gunsten herrschaftlicher, ethischer und ästhetischer Überlegungen ausgeklammert (vgl. Koslowski 1993: 60).

Auch wenn dieses Wirtschaftsverständnis nach heutigen Maßstäben eher naiv erscheinen mag, hat es seine Wurzeln doch in praktischen Erfahrungen. So handelte es sich insbesondere bei der landwirtschaftlichen Produktion der frühen Antike in der Regel nicht um Überschussproduktion. Vielmehr war die Bevölkerung stets von Missernten und damit einhergehenden Hungersnöten bedroht, was das auffällige Streben nach ökonomischer Unabhängigkeit im Sinne landwirtschaftlicher Selbstversorgung verständlich machen mag. So gibt bereits Hesiod in seiner Schrift „Werke und Tage“ seinem offensichtlich nicht sonderlich umsichtig wirtschaftenden Bruder Perses die Mahnung mit auf den Weg:

Nichts verschiebe auf morgen und übermorgen, denn nur, wer tüchtig anpackt und nicht alles verschiebt, füllt seine Scheuer. Zupacken fördert das Werk, und stets ringt ein säumiger Mann mit Unheil. (Hesiod 1996: 33 [409-413])

Mindestens in den vorsokratischen Schriften zur Ökonomie entspringt das Ideal der Selbstversorgung so weit weniger dem philosophischen Ideal des „freien Mannes“ als vielmehr den sozialen und ökonomischen Gegebenheiten einer Gesellschaft, die es sich aufgrund nur mäßiger Bodenerträge kaum leisten kann, Müßiggänger mit „durchzufüttern“ (vgl. u.a. Albrecht 1979: 491, 30f.; Finley 1993: 118-126). So kennt auch Hesiod das entbehrungsreiche und von Hunger bedrohte

Leben der Landbevölkerung aus eigener Erfahrung (vgl. Latacz 1996: 25ff.) und warnt seinen Bruder eindringlich vor dem Schicksal des gemeinsamen Vaters, den die Not zur Seefahrt trieb (vgl. Hesiod 1996: 49 [630-639]). Nur umsichtiges Wirtschaften und eigener Fleiß bewahren den Einzelnen vor Hunger und Elend. Das auf Hesiod zurückgehende Sprichwort: „Vor das Gedeihen jedoch haben die ewigen Götter den Schweiß gesetzt“ (Hesiod 1996: 25 [288]) ist bis heute stehende Redensart. Wer müßig geht und sich von anderen aushalten lässt, gefährdet den Bestand der ganzen Gemeinschaft. Nur der „unschuldig“ in Not Geratene und derjenige, der sich der Solidargemeinschaft als würdig erweist, darf langfristig auf die Hilfe der anderen zählen:

Lass Dir vom Nachbarn gut zumessen und erstatte ihm reichlich mit gleichem Maß, ja reichlicher noch, wenn du es vermagst, damit du auch später in der Not einen verlässlichen Freund an ihm findest. (...) Freund sei dem Freund und stehe dem bei, der dir beisteht. Gib auch dem, der dir gibt, und gib dem nicht, der dir nicht gibt. (Hesiod 1996: 29 [349-354])

So preist nicht nur Hesiod die eigenen Mühen als Voraussetzung eines gedeihlichen Lebens. Auch Xenophon lässt Sokrates in seinen „Memorabilien“ der in Not geratenen Familie des Aristarch den Rat mit auf den Weg geben, durch gemeinsame Arbeit ihre Armut zu überwinden und nicht aufgrund ihres Standesdünkels im Nichtstun zu verharren (vgl. Xenophon 1956b: 107 [II,7]).

Wirtschaften, verstanden als die umsichtige Verwaltung des eigenen Besitzes, ist somit nicht nur ein Gebot der Klugheit (Phronesis), sondern darf durchaus auch den Anspruch erheben, Teil des tugendhaften Lebens zu sein, da so verhindert wird, dass der Einzelne der Gemeinschaft zur Last fällt. Problematisch erscheint die wirtschaftliche Betätigung jedoch dann, wenn sie diesen Bereich gesellschaftlich notwendiger Selbstversorgung verlässt und zum „Selbstzweck“ entartet. In diesem Sinne steht der Oikonomik, verstanden als tugendhafte Haushaltskunst, die Chrematistik als rein auf Geldvermehrung zielende Erwerbskunst gegenüber. Beispielhaft für diese Sichtweise ist die systematische Einteilung der Erwerbskünste, die Platon in seinem Dialog „Sophistes“ vornimmt. Im Gespräch mit einem Fremden lässt er Sokrates das Wesen der Produktion und des Handels ergründen. Dabei unterscheidet Platon zwischen „hervorbringenden Künsten“ und „erwerbenden Künsten“ (vgl. Platon 1994d: 260f. [219a-c]). Während erstere durch „Zusammenfügen und Gestalten“ definiert werden und sich so auf jede Art von Produktion beziehen, beziehen sich letztere auf den Umgang mit „fertigen“ Produkten, was sich nach Meinung Platons nicht nur auf Kauf und Verkauf von Waren bezieht, sondern auch alle Arten des Erlernens sowie Jagen und Rauben (als Art des „unfreiwilligen“ Geschäftsverkehrs) mit einschließt (vgl. Platon 1994d: 261 [219c]).